

No risk, no future oder Ist Gesundheit verhandelbar?

Anmerkungen zu widersprüchlichen Gesundheit

■ ■ ■ ■ ■ Jürgmeier

«...und das als gesundheitsfördernde Schule!!!» Die Empörung gilt dem RaucherInnenzimmer im Internat des Berufsbildungszentrums Wädenswil. Die Schule am oberen Zürichsee befindet sich gleichzeitig «auf dem Weg zur gesundheitsfördernden Schule» und «zur Verhandlungskultur». Aber ist Gesundheit verhandelbar? Ist die ausgehandelte Ration Zigaretten&Bier gesünder als der verordnete Lebertran? Müssen Menschen, die wider besseres Wissen ihre Gelenke&Gedärme malträtieren, zu Bewegung&Rohkost gezwungen werden? Ist Verhandeln – weil es Menschen als Gleiche behandelt und so ihr soziales Wohlbefinden begünstigt – nicht mindestens so gesund wie biologische Früchte&Salate? Endet verordnete Gesundheit, womöglich, da, wo schon soziale Utopien gestrandet sind, die Völker zu ihrem Glück zwingen wollten?

Im Spannungsfeld der Gesundheit

Schon nach wenigen Zeilen verstricken wir uns in den geballten Paradoxien verschiedener Gesundheit. Da schafft auch der ganzheitliche Ansatz der Weltgesundheitsorganisation WHO keine wirkliche Klarheit, sie definiert Gesundheit «als Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens». Aber gehört zum geistigen und sozialen Wohlergehen nicht auch die Freiheit, die durch gesundheitspolitische Gebote und jugendschützerische Verbote eingeschränkt wird? Muss wer sozial aufgehoben sein will, nicht zuweilen mittrinken&kiffen oder bei anderen Aktivitäten mittun, die dem körperlichen und geistigen Wohlbefinden eher abträglich sind? Auch das Schweizerische Netzwerk Gesundheitsfördernder Schulen – dessen Label der oder die Aufgebrachte dem BZW eingangs um die Ohren schlägt – verlangt von seinen Mitgliedern nur schwer zu Vereinbarendes, zum Beispiel «gesundheitswissenschaftlich fundierte Interventionen», «Förderung der Gesundheit» und «des Wohlbefindens aller an der Schule Beteiligten», «Partizipation» und «Befähigung zum selbstbestimmten Handeln». Wer sich, solch umfassenden Gesundheitsbegriffen folgend, sowohl Partizipation als auch körperliches Wohlbefinden auf die Fahne schreibt, gerät, eins ums andere Mal, in das Dilemma, was im konkreten Fall höher zu gewichten sei – die Verhandlungskultur oder die (verordnete) Gesundheit. Wo medizinisch beziehungsweise ernährungswissenschaftlich abgesicherte Fürsorglichkeiten auf der einen, aktuelle Bedürfnisse Jugendlicher, aber auch Erwachsener, auf der anderen Seite in ergebnisoffene Verhandlungen «eingbracht» werden, ist offen, wo PommesfritesHamburgerTofuZigarettenRüebliSaft am Ende landen.

Zwischen missbrauchten Freiheiten und neoliberalen Gleichgültigkeiten

Wer Lernende zur Partizipation auffordert, muss damit rechnen, dass diese sich nicht mit dem Wunsch nach andersfarbigen Aufgabenblättern bescheiden, sondern einen späteren Unterrichtsbeginn (was möglicherweise ganz gesund und sogar leistungsfördernd wäre), Red Bull im Getränkeautomat, längeren Ausgang, W-Lan rund um die Uhr und, eben, einen RaucherInnenraum verlangen. Wer Jugendlichen, mit dem (Gesundheit fördernden) Ziel, sie zu «*selbstbestimmtem Handeln*», zur Freiheit zu befähigen, Verhandlungen anbietet – wie es das BZW tut -, muss bereit sein, Forderungen, auch unvernünftige, ernst zu nehmen, muss das Risiko von Zielkonflikten eingehen und darf nicht dauernd die Gesundheitskeule schwingen. Selbstbestimmung darf nicht da enden, wo sie in Widerspruch zur Rationalität der Erwachsenen gerät, sonst verkommt Verhandlungskultur zu jener Logik der Macht, die jede Überschreitung von gesetzten Grenzen zum Missbrauch der Freiheit erklärt, die allen – die das Vorgegebene nicht freiwillig erfüllen – die Fähigkeit zur Selbstbestimmung abspricht. Freiheit bedeutet gerade auch, sich in Widerspruch zum Vorgeschiedenen zu begeben.

Umgekehrt ist Partizipation keine Carte blanche für SchülerInnen; sie darf nicht in jene neoliberale Gleichgültigkeit verfallen, in der es jedem&jeder selbst überlassen ist, ob sie oder er sich zu Tode rauchensaufenkonsumieren will. Verhandlungskultur heisst Konfrontation mit anderen, Auseinandersetzung mit deren Forderungen und Fürsorglichkeiten – mit ungewissem Ausgang. Leider wurde der vor einigen Jahren zwischen Lernenden und Mitarbeitenden des BZW ausgehandelte Versuch, im schuleigenen Internat – in dem Konsum&Besitz von Drogen aller Art verboten ist, Bierdosen deshalb auf dem Heimweg geleert und in nachbarschaftliche Gärten entsorgt werden – Alkohol in beschränktem Rahmen auszuschenken, von den vorgesetzten Gremien beendet, noch bevor das erste Glas gefüllt war. Die als Beitrag zu selbstverantwortlichem Konsum und partizipativer Gesundheit gedachte Massnahme sei ein falsches Signal, wurde argumentiert, aus demselben betreuerischen Furor heraus wie der Aufschrei gegen das real existierende RaucherInnenzimmer. Statt direkter Auseinandersetzung am Zapfhahn gilt weiterhin das von vielen pädagogischen Einrichtungen sowie Elternhäusern praktizierte Motto «*Draussen saufen, drinnen kotzen*». Das Verhandlungsangebot der Schule erwies sich, aus Sicht der betroffenen SchülerInnen, als gezinkt, sie fühlten sich über den Tisch gezogen und trauten der Verhandlungskultur nicht länger; ob deswegen auch nur ein Glas Bier-WeinSchnaps weniger getrunken wurde, ist mehr als fraglich.

Gesundheitsförderung oder Schule

Aber nicht nur widersprüchliche Gesundheitshorizonte geraten im sozialpädagogischen Umfeld miteinander in Konflikt, Gesundheitsförderung und das System Schule stehen ganz grundsätzlich in einem Spannungsverhältnis. Die Schule, aber natürlich nicht nur sie, unterwirft Lernende (und Mitarbeitende) tendenziell gesundheitschädigenden Bedingungen – sie zwingt sie für einen Grossteil des Tages in geschlossene Räume, bewegungsarme Positionen und normierte Zeitraster; sie unterwirft sie dem Stress der Bewertung, der Angst vor dem Entwertetwerden und, schlimmstenfalls, der Demütigung des Ausschlusses. Auch wenn immer wieder gerne der Slogan von der «*Kuschelschule*» – unklar, was damit eigentlich gemeint ist, Kuscheln wäre bestimmt einiges gesünder als Kuschen – heruntergebetet und «*wieder Leistung*» gefordert wird, mit der Realität hat diese Kolportage schulischer Gemütlichkeit kaum etwas zu tun. Der durch die Globalisierung verschärfte Wettbewerb zwischen StaatenUnternehmenIndividuen und die gegenüber den Hochkonjunkturjahren (wieder) gestiegenen Existenzängste von

ErwerbstätigenErwerbssuchendenErwerbslosen schlagen auf Arbeitswelt und Schule durch, deren komplexer gewordenen Anforderungen immer mehr Menschen nur noch mit biochemischen Munter&Coolmachern glauben genügen zu können. Wenn Gesundheitsförderung und Suchtprävention nicht – ähnlich wie Antidoping-Kampagnen – zu Feigenblättern einer Institution werden wollen, die mit allen Händen vorantreibt, was sie hinterher mit dem kleinen Finger bekämpft, müssen sie mehr als eine «bewegte», müssen sie eine andere Schule fordern, nicht nur die Lernenden, sondern die Organisation als Ganzes in Bewegung versetzen.

Die erwachsene Droge

Gesundheitsförderung und Suchtprävention scheitern nicht zuletzt an den kumulierten Widersprüchen&Unglaubwürdigkeiten unserer Erwachsenenwelt. Die real existierenden Klischeefiguren – von der Präventionsexpertin mit der Zigarette im Mund, dem übergewichtigen Ernährungsberater sowie der koksenden Polizistin über den Haschisch verbietenden Vater mit Bierbauch bis zur radikalen Nichtraucherin, die mit dem Offroader zum Biobauern fährt – mögen da noch als Variationen menschlicher Unzulänglichkeit durchgehen, besonders glaubwürdig sind ihre von eigener Erfahrung geprägten GeboteVerboteTiraden für Kinder und Jugendliche natürlich nicht.

Definitiv auf dünnes Eis aber gerät, wer auf demselben Campus und in der gleichen Mensa für Berufslernende ein absolutes Alkoholverbot erlässt – mit dem (berechtigten) Argument, Alkohol schmälere Leistungsfähigkeit in Schule (und Betrieb) –, Studierenden und Mitarbeitenden aber «ein Gläschen in Ehren nicht verwehren» will. Verräterisch, selbst wenn ironisch gemeint, die Bemerkung, irgendein Privileg müssten die Erwachsenen auch noch haben. Es geht also nicht um Gesundheitsförderung – oder steigern Rotwein&Bier ab zwanzig Reaktionsgeschwindigkeit und Konzentrationsfähigkeit? –, sondern um Status&Macht. Die auf Jugendliche fokussierte Suchtprävention ist gefährdet, die entsprechenden Genuss- oder Suchtmittel zu Statussymbolen des Erwachsenseins aufzuladen; wo Erwachsene Stoffe&Aktivitäten einerseits für schädlich erklären, andererseits exklusiv für sich reklamieren, verführen sie Jugendliche dazu, diese Schranke der Initiation zu durchbrechen, um das Rätsel der geheimen Substanzen zu lüften und in den Kreis der wahren Menschen aufgenommen zu werden.

Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann

Eine Kultur, die, trotz aller Veränderung der Geschlechter, ein Konzept «Mann» rekonstruiert, das den VorsichtigenÄngstlichenRisikobewussten zum schwulen Weichei stempelt, darf sich nicht wundern, wenn männliche Jugendliche kaum auf präventive Bemühungen ansprechbar sind. Die letzteren zugrunde liegende Annahme, Überleben und Gesundheit sei das oberste Ziel menschlichen Strebens, gerät mit dem Konzept «Mann» in Konflikt, denn das vertreibt – so paradox es auf den ersten Blick erscheinen mag – den Tod mit dem Tod. Wer sich in die Todeszone vorwagt, mit dem Tod spielt – no risk, no fun –, gibt sich, heil zurück, der Illusion hin, er (oder sie) hätte den Tod im Griff. Wer nicht aus der Gefahrenzone in den gemeinen&gemütlichen Alltag zurückkehrt wie Jack in «Titanic», wird zum Mann&Helden, denn, so wird es an Cal, dem widerlichen Verlobten von Rose demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. In einem Kontext – in dem nicht die Gefahr, sondern die Angst als das Bedrohliche (für die Männlichkeit) erscheint – sind (weiblich konnotierte) Warnungen vor Gesundheitsgefährdung für männliche Jugendliche schon fast eine Aufforderung zum Tanz.

Projektionsfläche Jugend, verlorene Erwachsene und andere Grenzenlosigkeiten

Hintergrund der besonders auf Kinder und Jugendliche ausgerichteten Vorschriften sind – nebst der durch Realitäten nur bedingt bestätigten Theorie, Erwachsene handelten selbstverantwortlicher und seien weniger auf fürsorgerische Freiheitsbeschränkungen angewiesen – insbesondere zwei Punkte:

1.

Die Jugend wird, u.a. in den Kontexten Gesundheit sowie Gewalt, immer wieder und hoffend als utopischer Ort konstruiert, sie soll es besser machen als die Erwachsenen, die sich selbst längst aufgegeben haben. Der spezifische Jugendschutz hat mindestens so sehr die Aufrechterhaltung tröstlicher Projektionen auf die «heile» beziehungsweise »gesunde« Jugend=unsere Zukunft zum Ziel wie deren reale Befindlichkeiten.

2. Wo der Einfluss gegenüber einer Politik – welche die Freiheiten des (Welt-)Marktes besser schützt als die Freiheiten beziehungsweise Gesundheit Jugendlicher – zu gering ist; wo Politik, selbst wenn sie wollte, nicht die Macht hat, die Gesetze einer Ökonomie – die mit allem ihr Geschäft treibt und in ultimativem Zynismus selbst Optionen auf die Nahrungsmittel der Ärmsten handelt – zu ändern, bleiben als ultima ratio nur Verhaltensregeln für die machtpolitisch Schwächsten. An Kindern und Jugendlichen wird abgestraft, was in der globalisierten Ökonomie zur BürgerInnenpflicht geworden ist und dem postmodernen Individuum eine prekäre Identität verschafft: Der (suchtartige) Konsum von allem.

«Ich konsumiere, also bin ich», schreibt Franz Hochstrasser in «Konsumismus und Soziale Arbeit», «Unersättlichkeit war früher als Sünde verfehmt. Heute muss sie im Umfeld des Überflusses als notwendige Fähigkeit erlernt werden. Die konsumistischen Menschen müssen der Immerverfügbarkeit der Waren gerecht werden.» Das heisst in letzter Konsequenz – die (Konsum-)Süchtigen sind der ewige Motor einer Wirtschaft, die auf totalem Wachstum und Entgrenzung basiert. Der grenzenlose Konsum macht die Grenzen des Lebens, u.a. den Tod, vergessen. Die Verdrängung der Grenze, das ist (auch) die Verdrängung der Bedrohungen, die unsere Lebensform hervorbringt, das heisst, der Konsum verdrängt seine eigenen Folgen.

Dieselbe Kultur, die wirtschaftliches Wachstum ohne Grenzen fördert&fordert, welche die Freiheit schützt, Waffen für den Overkill zu produzieren und den Klimawandel mit explodierenden Mobilitäten voranzutreiben; die gleiche Gesellschaft, die bei erwachsenen KonsumentInnen&HändlerInnen auf Selbstverantwortung schwört, verordnet Jugendlichen Grenzen und wundert sich hinterher über die (erwachsene) Unfähigkeit zur Freiheit. Es ist zu vermuten, dass – in Gesundheitsförderung und Suchtprävention, aber auch in Umweltschutz und Friedensförderung – das Ausgehandelte, bei Erwachsenen und Jugendlichen, weit nachhaltigere Wirkung hätte als das Verordnete. Fragt sich nur, ob die Fähigkeit zur Freiheit noch in der Zeit, die bleibt, errungen wird. Aber es ist, womöglich, unsere einzige Chance. No risk, no future.